

# Der Gender-Krampf verhunzt die deutsche Sprache

*Der Großbuchstabe "I" sollte den Sexismus in der Sprache bekämpfen. Doch drei Jahrzehnte sprachlicher Gleichbehandlung haben unschöne Texte, aber keine gesellschaftliche Gleichstellung gebracht.*

Von Ingrid Thurner

Mithilfe von Buchstaben und Zeichen sollen neue Wirklichkeiten in der Geschlechtergerechtigkeit geschaffen werden, die zu sprachlichen Verrenkungen führen - und die Unterschiede zementieren, anstatt sie aufzuheben Weiterführende Links Maybrit Illner: Sexismus-Debatte mit dem Knie von Sophia Thomalla Business-Knigge: "Handküsse gehören nicht ins Büro" Forschungsgeschichte: Die Wissenschaft wird immer weiblicher Kristina Schröder: "Das Gott" - ein Griff in die Gender-Mottenkiste Themen Feminismus

Begonnen hat alles in den Siebzigerjahren, als eine feministische Welle die Lande durchzog: Emanzipation hieß das Schlagwort, Alice Schwarzer begann Männer zu ärgern, Simone de Beauvoir war Pflichtlektüre einer engagierten Weiblichkeit, die überzeugt war: Wir machen es besser als unsere Mütter.

Etwa zeitgleich formierten sich eine feministische Linguistik, die beteuerte, dass Machtstrukturen in der Sprache festgeschrieben werden, und eine feministische Sprachkritik, die dagegen zu Felde zog.

Die Sätze verweiblichen, die Frauen aus dem sprachlichen Abseits holen, in das sie verbannt schienen, so lautete das Programm.

Das generische Maskulinum sollte entsorgt werden - mit der erträumten Nebenwirkung, die "Maskulinguistik" im Besonderen und die Männer im Allgemeinen in ihre Schranken zu weisen:

1980 erschienen "Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs" in der Zeitschrift "Linguistische Berichte". Marlis Hellinger, Luise F. Pusch, Senta Trömel-Plötz schufen als Protagonistinnen eines geschlechtergerechten Wortbaus das Theoriegerüst, und Titel wie "Alle Menschen werden Schwestern" (Pusch 1990) und "Vatersprache - Mutterland" (Trömel-Plötz 1991) waren Sprungbretter aus den akademischen Elfenbeintürmen in die deutschsprachige Mitte.

Nach drei Jahrzehnten feministischen Sprachkampfes steht fest: Die Damen verzeichnen Etappensiege, das Männliche ist nicht mehr, was es einmal war, da hat die wortgewandte Luise Pusch recht. Aber die Sprache ist verhunzt. Ein Kollateralschaden?

Scurrile Ideen aus dem Sprachfeminismus

Die simplen Zeiten, in denen eines unumstößlich feststand, nämlich dass es zwei Geschlechter gibt, sind mittlerweile vorbei. So wurde nach Stilmitteln gesucht, die der Vielfalt an Identitäten jenseits von Mann und Frau sprachlich Ausdruck verschaffen. Lösungsvorschläge stammen aus der amerikanischen Queer-Theorie, die

davon ausgeht, dass geschlechtliche und sexuelle Identität erst in soziokulturellen Prozessen geformt wird.

Der Gendergap\_Unterstrich wird nach der Queer-Theorie jenen gerecht, die sich weder dem Männlichen noch dem Weiblichen zuordnen wollen oder können. Die sprachfeministische Erneuerung hatte noch andere Ideen: Statt des Gendergap\_Unterstrichs könnte es auch ein Gender\*Stern sein, eine Art Joker für alle verfügbaren Geschlechtsidentitäten. Also:

die Frau\_ " der Mann\_, die Mutt\_er  
oder: d\*Mann\*, d\*Hom\*sex\*, d\*Lesb\*, d\*Salzstreu\*  
Politik\* bei Sonntagsreden: Lieb\* Deutsch\*

Man möchte so einen Text gerne einmal gesprochen hören. Ernst Jandl hätte daran gewiss große Freude gehabt.

Lippenbekenntnisse und sprachliche Verrenkungen

In den sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Fächern der Universitäten hat sich die phallische Form der Geschlechtergerechtigkeit (-In und -Innen) als Standard durchgesetzt. Bloß noch Retro-Frauen wagen das generische Maskulinum, und sie werden dafür angefeindet ("Sie gendert nicht!").

Männer aber wissen: Geschlechtergerechtigkeit ist längst zum Lippenbekenntnis verkommen. Sie sehen ihre Vormachtstellung durch den inflationären Gebrauch von ein paar Sonderzeichen nicht bedroht.

Heutzutage wird die Sprachgerechtigkeit den Frauen von den Männern als Geschenk dargebracht, ist aber bloß ein Ablenkungsmanöver. Diesen Eindruck hat man an den Universitäten: Ihr Frauen bekommt die Binnenversalien, und wir bescheiden uns mit den Ordinariaten.

Von den Universitäten marschierte die feministische Kampfrhetorik flugs in die Politik. Wer sich Wahlen stellen muss, schwatzt in Verdoppelungen. Bürgerinnen und Bürger. Da redet man mehr und muss weniger sagen.

Da Frauen die Mehrheit des Stimmvolks stellen, wird stillschweigend angenommen, dass ihnen Verrenkungen und redundante Windungen gefallen, die man zu ihren Gunsten anbringt. Aber darauf mag manche gern verzichten, der gute Rhetorik und Sprachästhetik wichtiger sind als fantasierte Verbalgerechtigkeit.

Geschlechter-Unterschiede werden zementiert

Ein Nutzen der allgegenwärtigen Beidbenennung ist vorerst nicht erkennbar. Drei Jahrzehnte sprachlicher Gleichbehandlung haben bloß unschöne Texte, aber keine gesellschaftliche Gleichstellung gebracht.

Mag es in manchen Bereichen Teilerfolge gegeben haben: Nach wie vor erziehen Frauen die Kinder und erledigen den Alltagskleinkram, Männer treffen die Entscheidungen und veranstalten die Banken Krisen. Und wie schon vor vierzig Jahren wird diskutiert, ob Quoten mehr nützen oder mehr schaden.

Allmählich muss man sich gar der Frage stellen, ob die sprachfeministischen Schüsse nicht nach hinten losgegangen sind und das Gegenteil dessen erreicht wurde, was beabsichtigt war. Hat nicht die fortgesetzte Betonung des eigentlich Selbstverständlichen, nämlich der Mehrgeschlechtlichkeit, die gesellschaftlichen Ungleichheiten nicht nur nicht aufgeweicht, sondern sogar zementiert?

Denn ständig wird da implizit betont, dass es kein Miteinander gibt, keine Komplementarität der Geschlechter, keine Übergeschlechtlichkeit, die einfach nur alle Menschen umfasst. Immer wird extra hervorgehoben, dass immer Männer und Frauen da sind. Die Dichotomie, die man gutmenschlich aufzuheben meint, wird in jedem Satz neu geschaffen, und der gesellschaftliche Graben wird und wird nicht flacher.

Holzhammer vs. Sprachmelodie

Viele der Bücher, welche die Welt bewegten, die Gesellschaft und Politik revolutionierten, welche die Jahrhunderte überdauerten, welche die Wissenschaften umstülpten, sind gut geschrieben, vom Gilgamesch-Epos über das Alte und das Neue Testament bis zum Koran, vielschichtig, vieldeutig, viele Lesarten zulassend.

Von Homer bis Max Weber, von Platon bis Bronislaw Malinowski, Martin Luther, Sigmund Freud, Michel Foucault, Pierre Bourdieu - sie alle konnten schreiben, und viele von ihnen hatten gute, einprägsame Buchtitel.

Will man mittels Buchstaben neue Wirklichkeiten schaffen, wenn alle paar Worte ein Holzhammer die Sprachmelodie zertrümmert? Versal-I, Schrägstrich, Unterstrich, Asterisk, Verdoppelung und bzw.-Konstruktion: Mit diesen Waffen kann man keine linguistische Schlacht gewinnen, das ist kein Sprachkampf, sondern Sprachkrampf. Damit sollte man endlich aufhören.

*Die Autorin ist Ethnologin, Publizistin und Lehrbeauftragte am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien.*